

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 25 (1935)

Heft: 23

Artikel: Ein Besuch bei Dr. A. Schweitzer in Günsbach

Autor: Walther, Daniel

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-643157>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

„Seht doch, seht doch — das ist es! Es ist's ganz dasselbe!“ rief Herr Werner nun im Eifer laut.

Da lachte Frau Verena hell heraus: „O unser Marieli, die Aelteste!“ Und zum Fenster gewandt rief sie: „So komm' nur herein, Marieli!“

Lächelnd und grüßend kam die Tochter herein, und es stellte sich bald heraus, daß sie am Vormittag eine Tante besucht hatte, die im Parterre jenes Hauses wohnte, an dem Herr Werner so nah vorübergegangen war und aus dessen Fenster das Mädchen herausgeschaut hatte.

„Siehst du“, bemerkte Freund Franz lustig, „nun hat die persönliche Bekanntschaft auch nicht lange auf sich warten lassen!“

Etwas später erschienen auch die andern Kinder, die jüngern Geschwister der voll erblühten ältesten Tochter. Dann folgte ein fröhlicher Nachmittag mit einem Ausflug auf eine prächtige Anhöhe, und es schien, daß sich Herr Werner und das Marieli immer viel zu erzählen hatten. Und auf ein einziges freundliches Wort des Freundes hin blieb er auch noch am Pfingstmontag in Blumikon, um erst mit dem letzten Zuge zu verreisen. Und als beim Abschied auf dem Bahnhofe die Hände der beiden viel länger ineinanderrührten, als zu einem alltäglichen Abschiede nötig gewesen wäre, da wußte Herr Werner, daß der „Fingerzeig des Pfingstgeistes“, von dem der Freund geschrieben hatte, auch ihn nun an das richtige Glücksziel führen würde.

Pfingsten.

Von Max Wundtke.

O schöne Welt im Pfingsttagszauberglanz,
In Sonnenschein und Duft- und Blütenkranz,
Dich schmückte Gott in Ueberseligkeit!
Gleichwie er ausgoß einst vor langer Zeit
Den heil'gen Geist, der alle Welt verklärte
Und sie der Liebe sich zu beugen lehrt,
So fiel ein Abglanz auch von diesem Strahl
Als Pfingsttagsweihe über Berg und Tal.

Und doch liegt heut das Dunkel dieser Zeit
Wie Winternacht auf uns; und tief verschneit
Harret noch der Menschheit hehrste Gotteskraft
Auf die Erlösung aus der starren Haft,
In die sie Wahns und Ichsücht lang' gechlagen.
An selbstgeschaff'nem Lasten seufzend tragen
Wir alle noch; des Himmelslichtes Fülle
Durchdrang noch nicht die starre Eiseshülle,
Die uns ertödend trennt vom Völkerlenz.

Irrende Menschheit! Hör' mich an! Bekränzt'
Auch du dein Haupt mit Frühlingsblüten bald!
Läß Pfingsten sein bei dir! Wie dort im Wald
Entsteig' nun auch aus deiner Brust der Strom
Der Liederreigen auf zum Himmelsdom.
Erfülle auch, wie einst der Jünger Schar,
Die arme Welt, die echter Lieb' so bar!
So wie die Flur die Pfingsttagssonne schmückt,
Sei auch die Menschheit endlich lenzbeglückt!
Einst bricht die Sonne wohl aus Nebelschleiern ...
Einst wird die Welt ihr Völkerpfingsten feiern.

Ein Besuch bei Dr. A. Schweitzer in Günsbach.

An einem hellen Sommertage fuhr ich von Colmar durch das Münstertal. Friedlich lagen die Giebelhäuser im Grün der saftigen Matten. In der Kleinbahn saßen einige

Elsässer; ihre Blicke streiften ab und zu die sanften Hügel der Vogesen. Lerchen sangen über den schimmernden, sonnen-durchfluteten Buchen. Raum würde man glauben, daß vor weniger als 20 Jahren das Tal vom Krieg zerstört und die Dörfer niedergebrannt waren, daß Verzweiflung, Elend und Tod in den stillen Gauen gewütet hatten. Man braucht aber bloß hinaufzuschauen. Oben, in den blumenreichen Walddichtungen, wo das Vieh weidet, liegt ein Friedhof. Hunderte von Holzkreuzen stehen in Reih und Glied wie eine Armee. Dem Hügel entlang zieht ein Schützengraben; von Stacheldraht behangene Pfähle ragen empor. Neben dem anmutigen Gesicht der Natur scheint das von Hass und Fehde triefende Antlitz des Krieges aufzutauchen und mahnt an kaum vernarbte Greuel, an Wirklichkeiten, die scheinbar nicht aus der Welt geschaetzt werden können.

Gemütlich pustet die Bahn dem Bächlein entlang. In Günsbach, eine Station vor Münster, bin ich der einzige Passagier, der aussteigt. Ich muß noch einige hundert Meter gehen, bis ich ins Dorf Günsbach mit den belaubten Rebstocken, der sauberen Kirche und den steilen kleinen Wegen gelange. In einer heimeligen Herberge steige ich ab. In der Stube sitzen einige Bauern und Handwerker und politisieren angeregt über einen, wie es scheint, hartnäckig umstrittenen Punkt. Ab und zu fliegt mir ein deutscher oder französischer Brocken der Unterhaltung zu, obschon es mir nicht darum zu tun ist, das Thema ihrer Diskussion zu erfahren.

Neben der mairie (dem Amtshaus), ungefähr mitten im Dorf, steht der garde-champêtre, der Flurschütz. Seinen offiziellen Stand erkennt man sofort an der selbstbewußten Haltung, dem Stock und dem unvermeidlichen képi, das ganz schief auf dem Kopfe sitzt.

„Wollen Sie mir, bitte, sagen wo das Haus von Herrn Dr. Schweizer ist?“

Statt einer Antwort schaut er mich an von oben bis unten. Misstrauisch fragt er dann, als ich die Frage wiederhole:

„Ja, wollen Sie denn zu ihm? So, zum Dr. Schweizer wollen Sie? Wissen Sie denn eigentlich, ob er da ist?“

Da ich aber einem Verhör, das ziemlich eingehend zu werden scheint, entgehen möchte, mache ich Miene weiterzugehen; er fügte dann langsam bei:

„Sie haben aber Chance! Er ist grad à la maison; vor einigen Tagen isch er heimkumme. Sehen Sie das rote Dach, von sellem Hüs, là-bas? Grad dert wohnt er.“ Mit dem verwetterten Stock weist er auf ein neues Dach, das aus den Baumkronen ragt.

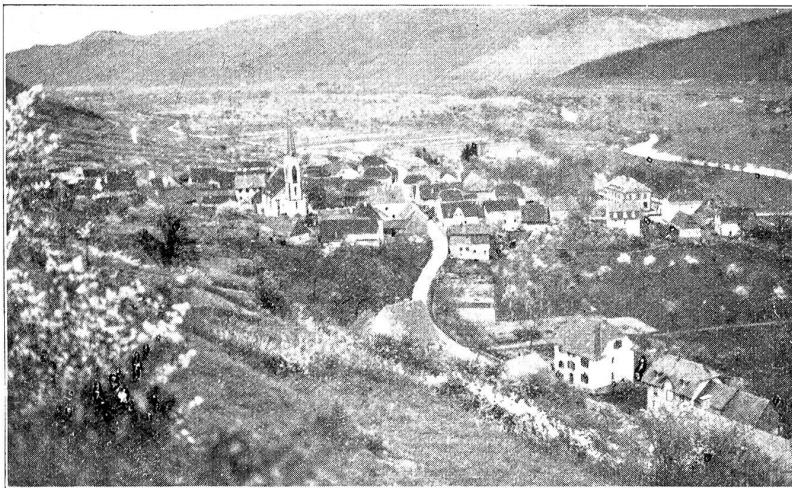
Es ist nicht weit; ich hatte mich bereits telephonisch angemeldet und klopfe an. Frau E. Martin, die ergebene Mitarbeiterin für Dr. Schweizers Sache in Europa, empfängt mich. Wir steigen in ein einfaches Arbeitszimmer hinauf (welcher Raum in seinem Haus ist nicht der Arbeit gewidmet?).

„Herr Schweizer arbeitet gegenwärtig an seiner Philosophie; er ist arg beschäftigt, will aber doch sehen, ob er Sie empfangen kann.“

Wir begeben uns in ein kleines Zimmer mit kahlen weißen Wänden. Am Tisch sitzt der berühmte Urwaldarzt in Hemdärmeln. Vor ihm liegt ein mit feiner, energischer Schrift halb bedektes Blatt. Geöffnete Bücher und ein müder Zug im Gesicht deuten von anstrengender, geistiger Arbeit. Wir sind allein. Fast belustigt erkundigt er sich:

„Was wünschen Sie eigentlich bei mir?“

Die Frage war ein wenig unerwartet. Ich berichte ihm von dem unvergleichlichen Eindruck, den seine Schriften auf mich gemacht hätten, besonders seine Jugenderzählungen, in denen er in gedrungener Form wertvolle Ratschläge und kostliche Erfahrungen kund gibt; ich erwähne auch einige Fragen, die seine philosophischen Werke aufgeworfen hätten. Das seltsame Gesicht, so markant und ferngesund wie das



Blick von der Anhöhe auf Günsbach und das Goms.

Dr. Schweitzers Haus.

eines intelligenten Landwirtes mit dem störrischen Haar, den schalkhaften Augen und den lustigen Grübchen neben dem großen Nieschke Schnurrbart ist das Gesicht eines Denkers und Menschenkenners. Eine ungewöhnliche Kraft strömt aus der ganzen Persönlichkeit.

Nachdem er mir von seinen Werken und Jugenderlebnissen erzählt hatte, sagte er: „Ich arbeite an einem Werk über die Weltanschauung der indischen Denker. Die Arbeit ist fast vollendet. In einigen Säcken muß ich versuchen, das wiederzugeben, was mich seit Jahren beschäftigt. Stellen Sie sich vor, daß wir ungeahnte Zeugen eines der merkwürdigsten Ereignisse der denkenden Welt sind. Seit einigen Jahrhunderten ist das indische Denken am Schwinden ...“

Dr. Schweizer hat die Augen geschlossen, wie es Menschen tun, wenn sie ihr Inneres befragen und ergründen wollen. So viele Menschen sehen nie etwas. Sie durchreisen Weltteile, leben in Metropolen, weilen in herrlichen Gebirgsgegenden, begegnen Hunderten von Menschen und haben doch nichts gesehen. Sie haben die Bracht eines Sonnenuntergangs nicht bemerkt, auch nicht das Elend, die Freude, den Hader und die Solidarität unter den Menschen. Es läßt sie unberührt. Dagegen reagiert Dr. Schweizer. Er will jung bleiben, frisch und sich kindlich freuen können in Gemüt und Herz. Er will nicht ein „reifer“ Mann sein. Er weiß auch, daß die größten Entdeckungen gemacht werden, wenn man die Augen schließt und im Innern ungeahnte Gebiete findet.

Und er erzählt weiter von der heutigen Menschheit: „Es muß die Zeit kommen, wo die Menschen wieder zurückkehren zur Einfachheit, wo sie wieder schlicht werden. Sie müssen wieder zu sich kommen, denken lernen und die Kraft in der Stille suchen.“ In seinem Buch, „Aus meinem Leben und Denken“, hat Dr. Schweizer denselben Gedanken ausgedrückt: „Das Christentum bedarf des Denkens, um zum Bewußtsein seiner selbst zu gelangen. Jahrhunderte lang hatte es das Gebot der Liebe und der Barmherzigkeit als überlieferte Wahrheit in sich getragen, ohne sich auf Grund desselben gegen die Sklaverei, die Hexenverbrennung, die Folter und so viele andere antike und mittelalterliche Unmenschlichkeiten aufzulehnen. Erst als es den Einfluss des Denkens des Aufklärungszeitalters erfuhr, kam es dazu, den Kampf um die Menschlichkeit zu unternehmen.“ Dr. Schweizer sagte noch: „So kann es nicht weiter gehen. In dieser intellektuellen und ethischen Atmosphäre des Hochmutes verkommt die Seele, es erkrankt das Herz ...“

„Wie geschieht denn eine solche Umwandlung? Durch eine Umwälzung oder gar durch eine Revolution?“

„Sprechen Sie das Wort Revolution nur nicht vor

mir aus!“ Er hat die Augen wieder geöffnet. „Das Weh und Leid, das von jeder Art von Revolution kommt, ist unermäßlich. Alle gewaltigen Methoden sind verwerflich; sie appellieren an niedere Instinkte; Revolutionen tragen den Reim der Vernichtung in sich. Auch die französische Revolution war die befreende Bewegung nicht, die man ihr zuschreibt; sie hat dem leidenden Menschentum des 18. Jahrhunderts ein jähes Ende bereitet.“

Gerne möchte ich noch mehr wissen über Dr. Schweitzers Anschaulungen. Plötzlich steht er aber auf und lädt mich zum Abendbrot ein. In allem ist Dr. Schweizer einfach; Schlichtheit ist ihm ein Bedürfnis. Vor dem Mahl spricht er ein kurzes Gebet. Um alles kümmert er sich, den unscheinbarsten Details nimmt er sich an, stellt sehr präzise Fragen an die Tischgenossen. Er redet dann von zeitgenössischen Bachinterpretationen, gibt uns seinen Standpunkt über die Frage der französischen Reformation ... Auf einmal faltet sich

drohend die Stirne; es ist wohl eine philosophische Frage in die Quere gekommen. Nach Tisch wird von Lambarene erzählt; es werden Bilder gezeigt von der unvergleichlichen allbekannten Tätigkeit im Urwald.

„Haben Sie auch einen Radio in Lambarene?“

„Nein, ich bin der Ansicht, daß es am Besten ist, wenn sich meine Aerzte am Tage mit ihrer Arbeit befassen und ausruhen des Nachts. In der freien Zeit sehe ich es gerne, wenn sie sich mit fachmännischen, medizinischen Schriften auf dem Laufenden halten. Auch die Jagd ist untersagt. Während ich einem Wild nachjagen würde, könnte einer der kranken Eingeborenen sterben ...“

Am nächsten Tage finde ich Dr. Schweizer an der Orgel der Kirche in Günsbach. In Hemdärmeln übt er: eine Fuge von Bach, natürlich. Er bereitet sich auf ein Orgelkonzert in Straßburg vor. Dr. Schweizer fordert mich auf mit einer Geste, die nicht zu mißverstehen ist, neben ihm zu sitzen. Mit welcher Andacht, jugendlicher Hingabe, mit welch loyaler Aufrichtigkeit huldigt er Bachs Gedankenwelt. Mit Bach ist Schweizer in Gesellschaft seines teuersten Freundes; und wie kennt er ihn! Obgleich er ein feinsinniger, zartfühlender Künstler ist, spielt Schweizer doch als ein Denker. Und wie die gewaltigen Melodien so herrlich und beruhigend durch die leere Kirche rauschen, denke ich unwillkürlich an die heilre Sendung Schweitzers in Lambarene. Welche Harmonie zwischen dem tatkräftigen, lebensfrohen Walten des seltsamen Menschen und der kindlich reinen, wirklich frommen und so mächtvollen Polyphonie Bachs. Der Trost und der Mut, die Ruhe und der Glauben, welche Bach spendet in unermäßlichem Maß, sind Dr. Schweizer zustatten gekommen.

Nach einer unvergesslichen Unterredung in seinem gaftfreien Heim, verlasse ich einen Mann, der den Glauben an die Menschen nicht verloren hat. Ich gehe in ein stilles Nebental, voll Freude über das Gehörte. Bloß die Sterne mahnen an Leben, denn es schlafen die Wälder, die Auen. In Dankbarkeit gedenke ich eines großen Menschen unserer Zeit, der mir, wie kein anderer, die Größe und Wichtigkeit der Einfachheit nahe gelegt hat; denn alles Große ist einfacher Art.

Dr. Daniel Walther.

Spruch.

Wissen ist Macht,
Wie schief gedacht!
Wissen ist wenig;
Können ist König!

Peter Rongger.